

Plädoyer für die Einbettung der Geschichte der Psychologie in einen kulturwissenschaftlichen Horizont.

Klaus-Jürgen Bruder

Zusammenfassung: Auf der Grundlage der Darstellung und Diskussion verschiedener Ansätze, die Geschichte der Psychologie zu schreiben wird ein Programm entwickelt, das der Eingebundenheit der Geschichte der Psychologie in die Geschichte der jeweiligen Zeit/Epoche Rechnung trägt. Dabei wird als zentrales methodisches Konzept das des „Diskurses“ eingeführt, mit dessen Hilfe die notwendige Vermittlung zwischen dem individuellen Forscher und Theoretiker und der so eingebetteten Geschichte der Psychologie möglich ist.

Abstract: On the basis of the presentation and discussion of various approaches to the writing of history of psychology a program is devised which takes account of the fact that history of psychology is imbedded in the respective time/era. The „discourse“ is introduced as a central methodological concept by which the necessary mediation between the individual researcher resp. theoretician and the embedded history of psychology is made possible.

Ich plädiere dafür, die Geschichte der Psychologie in einen kulturwissenschaftlichen Horizont zu stellen. Damit meine ich, den psychologischen Diskurs als Teil des umfassenden kulturellen Diskurses zu verstehen. Ich plädiere dafür, nicht aus den Augen zu verlieren, daß ein Autor, ein Text, ein Werk in Beziehung steht zu anderen Texten, Autoren; daß dieser Autor ein lebendiger Mensch war mit Gefühlen und Absichten, Plänen, Hoffnungen, Erfahrungen und Enttäuschungen. Wir denken, wir müßten diese Zusammenhänge aussperren, wenn wir eine methodische Haltung einnehmen, aber es gelingt uns nie vollständig. Denn wir müssen das, was wir lesen und zählen, ja interpretieren, und das heißt: in Beziehung setzen. Ich plädiere dafür, dies explizit zu tun, dann haben wir die Möglichkeit, die dabei implizit verwendeten Überlegungen und Annahmen zu überprüfen, am Material, zur Diskussion zu stellen, und können feststellen, ob sie für unseren Autor tragen, ob sie für die Zeit stimmen.

Die Geschichte des Faches Psychologie gelangt allmählich zu der Einsicht, daß zwischen der Kultur einer Epoche und den zu ihrer Zeit gültigen psychologischen Prämissen bzw. Vorgehensweisen ein Zusammenhang besteht. Die Verächter der Fachgeschichte, die diese ohnehin nur als Kette von Irrtümern

betrachten, die durch den eigenen, fortschrittlichen Ansatz obsolet wurden, fühlen sich dadurch bestätigt. Sie verstehen diesen Zusammenhang zwischen Psychologie und Zeitgeist als subjektive Trübung, die es in einer der Objektivität verpflichteten Disziplin zu vermeiden gelte. Gegen diese allzu naive Vorstellung möchte ich zeigen, daß der besagte Zusammenhang kein unvermeidbares Übel darstellt, sondern seine Berechtigung hat.

I. Ideen- und Sozialgeschichte

Die Geschichtsschreibung der Psychologie, die über dem Sammeln antiquarischer Gegenstände hinaus an dem Auffinden größerer Zusammenhänge interessiert ist, ist durch zwei Ansätze bestimmt, den ideengeschichtlichen und den sozialhistorischen. Beide haben zwar ihre Verdienste, nehmen aber auch Beschränkungen in Kauf, durch welche sie die Geschichtlichkeit ihre Phänomene reduzieren.

Durchaus sinnvoll und notwendig stellt der ideengeschichtliche Ansatz die Entwicklung der einzelnen psychologischen Theorien in den größeren Kontext der Ideengeschichte. Dabei geschieht es aber oft, daß der historischen Bogen überspannt und Zusammenhänge zwischen weit auseinanderliegenden Dingen hergestellt wird. So hat man Watsons Behaviorismus zu Hume, Berkely und Descartes in Beziehung gesetzt in der Hoffnung, über diese Ahnenzuweisung zu einem besseren Verständnis seines psychologischen Ansatzes zu finden. Solche Beziehungsstiftung verdankt sich indes nur vage plausiblen Ähnlichkeitskonstruktionen. Dabei wurde noch nicht einmal die Frage erwogen, ob Watson tatsächlich auf diese Ahnherren zurückgegriffen hatte oder ob er vielleicht im Gegenteil diesen Rückgriff weit von sich gewiesen hätte. Es unterblieb jeder Versuch, das Individuum Watson oder die ihn umgebenden Zeitumstände miteinzubeziehen.

Die Einordnung einer psychologischen Theorie in die Geschichte der Ideen stellt aber nur dann ein Erklärungspotential bereit, wenn sie solchen Fragen nachgeht und auf irgendeine Weise versucht, den Horizont der Zeitgenossenschaft abzustecken, in welchem der zu analysierende Psychologe agiert. Andernfalls geht der eigentliche Aspekt der Geschichtlichkeit verloren. Was die an Ideen orientierte Fachgeschichte letztendlich tut, ist, den Forschungsansatz des Einzelnen in eine Typologie einzuordnen, d.h. in einen Kanon wiederkehrender Denkmodelle. Dadurch aber entsteht ein Eindruck, als wären die Ideen

zeitenthoben und als geschähe die Entwicklung von Theorien in einem Himmel der Gedanken selbst, der von den niederen Problemen der jeweiligen Epoche und der persönlichen Biographie losgelöst sei.

Aus der Kritik an dieser Ausblendung begründete sich der sozialhistorische Ansatz. Indem er die gesellschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungen, die ökonomischen Bedingungen sowie die politischen und ideologischen Auseinandersetzungen berücksichtigte, wurden die bis jetzt ausgeklammerten Fragen gestellt. Dadurch kam die Prämisse zu ihrem Recht, daß die Entstehung wissenschaftlicher Theorien nicht im luftleeren Raum oder nur in einem Elfenbeinturm der Ideen erfolgt, sondern in einem konkreten, lebensweltlichen Hier und Heute. Dieser Ansatz wurde vor allem während der gesellschaftskritischen siebziger Jahre vertreten, und sein unbestreitbarer Erfolg bestand darin, die historisch zu beschreibenden Positionen der Psychologie unter ein völlig neues Erklärungsraster zu stellen. Die einzelne Theorie eines Psychologen fand nicht nur in den Zusammenhang der anderen wissenschaftlichen Disziplinen zurück, sondern sogar in den allgemein gesellschaftlichen Kontext.

Die Prämisse der lebensweltlichen Abhängigkeit war zwar gesetzt, doch wurde sie nur unvollständig konkretisiert. Als Problem der Sozialgeschichte schälte sich das der Vermittlung zwischen psychologischer Theorie und sozialen Verhältnissen heraus. Die Phänomene, so mußte man einsehen, die man ins Verhältnis setzen wollte, die psychologische Theorie und die gesellschaftliche Praxis lagen weit auseinander. Man halste sich Erklärungsverpflichtungen auf wie beispielsweise die, was hat Watsons Modell des Lernens mit den blutigen Arbeitskämpfen in seiner Heimatstadt Chicago zu tun. Eine so zugespitzte Frage vergißt, daß eine wissenschaftliche Theorie nicht unmittelbar und direkt mit den zeittypischen Vorkommnissen in anderen Bereiche der Gesellschaft zusammenhängen muß. Die wissenschaftliche Meinung eines Fachvertreters ist nicht „ableitbar“ aus Klasseninteressen oder ökonomischen Notwendigkeiten, wie man es versuchte, denn Psychologie und Wirtschaft stehen in einem nur mittelbaren Kontakt. Zwischen ihnen stehen eine Anzahl von Vermittlungsgliedern, die es, damit der Zusammenhang konkret sichtbar wird, zu berücksichtigen gilt.

In beiden Geschichtsschreibungen fällt ein Faktor unter den Tisch, das Individuum, der einzelne Wissenschaftler, der die Theorie produziert. Beide Schulen, die ideen- ebenso wie die sozialgeschichtliche, schreiben über das Werk und ignorieren den Autor. Die Trennung von Werk und Autor hat ältere Wurzeln, ist aber ebenfalls ein Topos der Moderne, wie Mehrtens (1990) am

Beispiel der Mathematik zeigen konnte¹. In verschiedenen Varianten taucht dieser Topos in allen Bereichen wissenschaftlicher und kultureller Produktion auf, und allenthalben wird ein autonomer professioneller, und damit entpersönlichter Produzent von Gedanken vorausgesetzt. Diese Entpersönlichung gilt es zu beseitigen, da ohne das Individuum, ohne das konkrete Zentrum eine Vermittlung von wissenschaftlicher Theorie und gesellschaftlicher Praxis undenkbar ist.

Für die Psychologiegeschichte sollte es daher auch um den einzelnen Wissenschaftler gehen, der als Mensch in den Kontext der Institution Wissenschaft verankert ist. Dadurch steht er im Magnetfeld eines Diskurses, von dem die individuelle wissenschaftliche Arbeit ausgeht und gesteuert ist. Das Wissenschaftsindividuum greift aktuelle Fragestellungen seiner Disziplin auf und versucht, sie mit den für angemessen gehaltenen Methoden zu lösen. Die Forschungsergebnisse werden zu Papier gebracht und dabei mit einer Begrifflichkeit und sogar Rhetorik beschrieben, die gerade unter den Kollegen üblich ist.

II. Wissenschaftsdiskurs

Wie andere Ansätze der modernen Kulturwissenschaft auch versucht das Konzept des „Diskurses“ das Problem der Vermittlung präziser zu fassen. Auf die Wissenschaft bezogen, aber nicht nur darauf, bezeichnet Diskurs zunächst die Kette fortlaufender und zusammenhängender Diskussionen, an denen der einzelne beteiligt ist. Welchen Platz er dabei hinsichtlich seines Ranges, seiner Bedeutung, des Ausmaßes seiner Beteiligung, seines Einflusses, bzw. Beeinflussbarkeit einnimmt, ist verschieden und muß im einzelnen festgestellt werden. Der diskurstheoretische Ansatz wurde sogar in die Erkenntnistheorie des naturwissenschaftlichen Forschens eingeführt. Knorr-Cetina (1989) verfolgt die Entstehung und Transformationen eines wissenschaftlichen Textes und vergleicht diesen mit der aus den Experimenten stammenden Materialsammlung, die ihm vorausging. Sie kommt zum Schluß, daß „die Praxis der Naturwissenschaftler sich dem Anthropologen als nicht weniger interpretativ, kommunikativ vermittelt und diskursorientiert“ darstelle als die der hermeneutischen Geisteswissenschaften².

Mit anderen Worten, zumindest die Niederschrift und Präsentation der empirischen Forschungsergebnisse ist dem gerade geltenden Diskurs angepaßt und vom diesem her und für diesen bestimmt.

„Talk about science“ nennt Lynch³ diese Präsentation der wissenschaftlichen Ergebnisse in Unterschied zur „talking science“, dem wissenschaftlichen Handeln selbst. Schimank⁴ charakterisiert die Präsentation, die Veröffentlichung oder den Fachvortrag als „Inszenierung fürs Publikum, dem [...] auch die Fachkollegen außerhalb des Labors angehören.“ Ihr zugrunde liege, und das ist entscheidend, eine „Transformation des tatsächlichen konkreten Forschungshandelns“. Die konkreten Bedingungen, Erwartungen, Pläne, die „konkrete Kontingenz von Forschungssituationen wird so stilisiert“, daß daraus eine „von Außenstehenden nachvollziehbare universelle Forschungslogik“, wie sie in wissenschaftstheoretischen Darstellungen zu finden ist, entsteht. Ungenauigkeiten, Ambivalenzen, Fehlversuche werden darstellerisch vereindeutigt, kontingente Entscheidungen als sachliche Notwendigkeit hingestellt und eine so nie eingehaltene logische und zeitliche Sequenz des Forschungsprozesses fingiert⁵. „Talking about science“ wirkt aber auf das „talking science“ zurück, denn Lynch et al.⁶ sprechen von einer „Konstituion von Forschung in Antizipation ihrer formalen Darstellung“. Die Kriterien, denen eine Publikation der wissenschaftlichen Ergebnisse zu genügen hat, wirken bereits in der Forschungssituation selbst. Man strebt beispielsweise an, den Forschungsprozeß der Sequentialität, wie sie von der universellen Forschungslogik vorgegeben scheint, zu unterwerfen, auch wenn dies letzten Endes doch immer nur höchst unvollkommen gelingt⁷. „Die Publikation wird ... zum Formprinzip, das in jeden wissenschaftlichen Arbeitsprozeß eingreift“⁸.

Nicht nur die Präsentation, so gilt es sogar für die Naturwissenschaften, sondern die Ergebnisse selbst hängen vom Diskurs ab, der von den Forschungsfragen bis hin zu den methodischen Prinzipien alles steuert. Von Kuhn⁹ wissen wir, daß neue Ergebnisse, die sich sozusagen eingeschmuggelt haben, das Paradigma der Forschung, also den Diskurs nicht unmittelbar in Frage stellen. Wenn sich das Paradigma ändert, dann nicht in Folge neuer Ergebnisse, sondern aufgrund wissenschaftsexterner Einflüsse, deren wichtigster Parameter für Kuhn die Generation der Forscher darstellt. Mit der Veränderung des Zeitgeistes, mit dem Umschlag von einer Epoche zur anderen ergebe sich auch ein Wechsel des Wissenschaftsparadigmas. Erklären läßt sich ein solcher Totalumschwung nur schwer. „Traditionen zerbrechen“, formuliert Luhmann lakonisch, oder er spricht von „Evolution“¹⁰, ohne ihren Motor benennen zu

wollen. ähnlich erklärungslos das Konzept Mukarovskys: Eine Gesellschaft nehme bestimmte Werke als die ihrigen an, während sie andere ablehne¹¹. Wie der Epochenwechsel zu erklären ist, soll uns hier nicht beschäftigen. Wichtig ist nur, daß er von außen angestoßen wird und daß der wissenschaftliche Diskurs sich nicht aus sich selbst regeneriert, sondern auf externe Faktoren angewiesen ist. Der wissenschaftliche Diskurs, das steht schon bei Kuhn zwischen den Zeilen, hängt zusammen mit anderen Faktoren, aber mit welchen?

Ebenfalls aufgrund einer Analyse naturwissenschaftlichen Laborhandelns kommt Putnam (1990) zu einer ähnlichen Feststellung. „Die methodischen Prinzipien“, so schreibt er, „hängen zusammen mit unserer Auffassung der Welt, einschließlich unserer Auffassung von uns selbst als Teil dieser Welt, und sie verändern sich mit der Zeit.“¹². Daß externe, d.h. allgemein gesellschaftliche Faktoren in die Wissenschaft hineinspielen, war schon die Behauptung der sozialhistorisch orientierten Psychologiegeschichte. Diese Behauptung ist immer noch richtig, doch die Faktoren waren zu eng und einseitig veranschlagt, da sie stets mit Geld und Macht zu tun hatten. Wenn man sich von diesem eng ökonomistischen Ansatz befreit hat, kommen die direkteren Faktoren in den Blick, jene zudem, die zwischen der Gesellschaft als ganzer und ihren Einzelbereichen vermitteln. Diese Faktoren heißen Lebenswelt, Alltag, Kultur, Bewußtsein, Mentalität, und ihr Träger ist das Individuum. Erst das Individuum, das ja auch der Gegenstand der Psychologie ist, läßt sie virulent werden. Für die Psychologiegeschichte hieße das, der Psychologie zu folgen und das Individuum ins Zentrum zu rücken. Die Biographie des jeweiligen Wissenschaftlers, und nicht nur der wissenschaftliche Teil davon, würde dann als Verbindungsstelle zur Kultur der jeweiligen Epoche fungieren, aus der zusammen mit den Besonderheiten des Lebenswegs die wissenschaftliche Leistung zu begründen wäre.

Das Individuum ist der Vermittler zwischen den Bereichen der Gesellschaft; in unserem Fall zwischen Wissenschaft und Leben. So gesehen, erscheint die individuelle wissenschaftliche Leistung nicht nur als Produkt eines Wissenschaftsdiskurses, sondern als Schnittpunkt gesellschaftlich allgemeiner, also „objektiver“ und individuell besonderer „subjektiver“ Entwicklungslinien, wie Sartre¹³ es nennt. Um seinen Doppelcharakter zu verstehen, muß das Individuum sowohl als ein den historisch sozialen Verhältnisse ausgesetztes Objekt erscheinen, als auch als Subjekt verstanden werden, welches das intersubjektiv Vorgegebene bündelt. Es ist gleichzeitig frei und determiniert. Es greift auf, wählt aus, verarbeitet und verändert. Wer die Geschichtlichkeit nicht reduzieren will, der muß dem Individuum seine Vermittlerrolle und seine

Individualität belassen, die sich in der Hauptsache aus konkreten Lebenserfahrungen ergibt. Gerade für die Psychologie war die entindividualisierte Fachgeschichte eine eigenartige Sache.

III. Wissenschaft und Lebenswelt

Die Feststellung, daß Forschung interpretativ ist, kommunikativ vermittelt, diskursorientiert, bezieht sich nicht nur auf das selbstorganisierte¹⁴ System des wissenschaftlichen Forschens. Die Auseinandersetzung der Forscher im Sozialgefüge ihrer *scientific community* ist nicht zu trennen von den Ereignissen und Entwicklungen außerhalb. Selbst der Extremfall des Rückzugs in den Elfenbeinturm der Wissenschaft ist eine Entscheidung, die nur vor dem Hintergrund äußerer Ereignisse verständlich wird. Dieser Rückzug wird irgendwie auch in die Theorie eingehen. Watsons Rückzug ins Labor ist auf der Folie des progressiven Pragmatismus von Chicago sowohl eine politische wie eine wissenschaftliche Handlung, die in beiden Bereichen Spuren hinterläßt¹⁵.

Den Zusammenhang zu den jeweils aktuellen Problemen und Diskussionen der Zeit, zu den kulturellen, politischen und sozialen Bewegungen der Epoche, müßte die Fachgeschichte einer Wissenschaft ebenso rekonstruieren wie den wissenschaftlichen Diskurs selbst. Dieser Zusammenhang ist insofern real, als alle Einzeldiskurse, der wissenschaftliche genauso wie der kulturelle oder künstlerische eine - jeweils besondere - Antwort auf Fragen der Zeit zu geben versuchen, wobei auch der Rückzug oder das Augen-Verschliessen eine Antwort darstellt. Alle Diskurse werden an bestimmten Orten und von bestimmten Personen geführt, und die Antwort des einen Autors ist zugleich einerseits nur eine der zu dieser Zeit möglichen Antworten, muß aber andererseits, was ihre Besonderheit betrifft aus dem Umfeld der Einzelbiographie verstanden werden. In der Entscheidung des individuellen Theoretikers werden die verschiedenen diachronischen Entwicklungslinien des wissenschaftlichen Diskurses und die synchronen Strömungen im kulturellen Milieu verknüpft zu einer Antwort auf die Probleme der Zeit, wie sie sich aus der Perspektive der Wissenschaft stellen. Es ist also notwendig, neben dem wissenschaftlichen Diskurs und dem Individuum, dem individuellen Produzenten der Argumente und der Theorie, das soziale und kulturelle Milieu in die historische Rekonstruktion einzubeziehen.

Wir müssen die allgemeine Diskussion der Zeit, ihren kulturellen Horizont in den Blick nehmen. Auch und gerade für den Paradigmenwechsel sind dort mögliche Ansatzpunkte aufzusuchen. Vor allem in der Kunst manifestieren sich

Wandlungen der Zeitgeistes früher als in anderen Bereichen. Da Kunstprodukte zudem nach außen gerichtet und im Unterschied zur Wissenschaft sinnfällig sind, drängen sie uns die stattgefundene Wandlung geradezu auf. Gleichzeitig sind sie aber nicht ohne selbst wiederum kulturell gebundene Interpretationen zugänglich. Damit sich die Konturen des Wandels schärfer abzeichnen, müssen wir - wie die Vertreter der „existentiellen Geschichte“ (Marc Bloch, Lucien Febvre) festhalten - die historische Periode „lang genug“ ansetzen. Nur so werden „Veränderungen spürbar“ und Geschichte verständlich¹⁶. Gleichzeitig aber muß die Periode kurz genug sein, damit der gelebte Zusammenhang nicht verloren geht.

Jedem Jahrhundert schreibt Moscovici sein ihm eigenes „Grundproblem“ zu, dem es seine ganze Kraft widme. Das 18. Jahrhundert, wobei der gemeinte Zeitraum sich nicht genau an die Zahlen hält¹⁷, konzentrierte sich auf den Staat und die Frage nach der besten Regierungsform; das 19. stellte die soziale Frage in den Vordergrund und suchte nach den Wurzeln der Ungleichheit; das 20. schließlich soll das Problem der Natur entdeckt haben¹⁸.

Denken wir diesen Gedanken weiter, so können wir davon ausgehen, daß wir auch in den Einzelwissenschaften, also auch Psychologie, das Echo dieses Grundproblems wiederfinden werden. Wenn das 18. Jahrhundert zentral die Frage nach der besten Staatsform bewegte, so wird auch seine Psychologie, beispielsweise die der Affekte, von dieser Frage eingefärbt, und sie ist es insofern, als die Affektlehre jene Störungsfaktoren zu beschreiben versuchte, über deren Zügelung der Ethiker und Staatsphilosoph nachdachte: die Faktoren, die der „besten Staatsform“, dem „gerechten Zusammenleben“ im Wege ständen.

Die Führung des Diskurses bleibt nicht in der Hand einer einzigen Disziplin, sondern wechselt mit dem Wechsel des „Grundproblems“. Die Kontroverse über die Rolle des Angeborenen spielte sich zwischen Psychologie und Medizin ab. Der Diskurs greift von einer Wissenschaft auf die nächste über oder schafft gar neue Disziplinen. Die Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems und die Etappen der Verselbständigung von Wissenschaft¹⁹ hängen mit dieser Entwicklung zusammen.

Diese Neuansätze überwinden die Zersplitterung der Gesellschaft in viele Teilbereiche dadurch, daß eine geistige Einheit, nicht der Antworten, aber der gemeinsamen Fragen und Probleme, behauptet wird. Bei aller Variation der verschiedenen Stimmen und Instrumente, bezieht man sich aber auf ein gemeinsames Thema. Und so sagt auch Aries, jede Periode müsse zurückgeführt werden

auf die „Geschichte einer geistigen Struktur, eines Zustandes der Lebensgewohnheiten, eines menschlichen Milieus“²⁰. Wo aber, diese Frage drängt sich auf, bleibt die „ökonomische Basis“ der Gesellschaft, auf die sich die Sozialgeschichte der Psychologie konzentriert hatte. Sie darf nicht ganz aus den Augen verloren werden, auch wenn das Basis-Überbau-Modell inzwischen seine Anziehungskraft verloren zu haben scheint. Zum einen hat sich die gesellschaftliche Realität geändert, und zum anderen hat diese Änderung den Blick dafür geschärft, daß dieses Modell zu grobmaschig ist, um die Beziehung zwischen gesellschaftlicher Realität und Wissenschaft wirklich zu fassen. Die „geistige Struktur“ als „Überbau“ über der „materiellen Basis“ war die klare heuristische Leitlinie des Modells, deren Schematismus aber, wie schon Sartre sah, jede konkrete Analyse erdrückte. Aber auch die gesellschaftliche Wirklichkeit ist unübersichtlicher geworden, differenzierter - und nicht einfacher. Wir bewegen uns derzeit, wie Hradil ausführt, in einem schwer zu strukturierenden Gefüge aus politisch ausgehandelten wohlfahrtsstaatlichen Leistungen, aus „neuen sozialen Bewegungen“ und veränderten Wertvorstellungen, die nicht mehr aus Einkommensverhältnissen ableitbar sind. Folglich lassen sich zwar noch gewisse „Klasseneinflüsse“, allerdings kaum noch individuell erfahrbare „Klassenslagen“ nachweisen. Die Konstitution sozialer Ungleichheit ist unübersichtlich geworden, bestimmt durch eine Vielfalt von Lebensstilen, deren Zusammenhang mit äußeren Lebensbedingungen kaum noch zu erkennen ist.

Hradil fordert deshalb differenziertere Begriffe. Im Unterschied zum Klassenbegriff sollen sie von den individuell erfahrbaren Lebensbedingungen ausgehen, und nicht, obwohl dort die materielle Ungleichheit entsteht, an den gesellschaftlichen Prozessen ansetzen. „Soziale Lagen“ wären als „typische Kontexte von Handlungsbedingungen“ zu definieren, die gute / schlechte Chancen der Befriedigung allgemein anerkannter Bedürfnisse gewähren. Die sozialen Lagen schließen jeweils nur ähnliche Lebensvoraussetzungen ein und verschmelzen nicht in homogene soziale Gruppierungen, denen Statuskonsistenz unterstellt ist²¹.

Weitgehend unabhängig von sozialen Lagen sind die „sozialen Milieus“ Grathoffs zu denken, die als das „Zentrum räumlicher, zeitlicher und sozialer Orientierung“ verstanden sind²². Im Hinblick auf die ökonomische Ungleichheit erfüllen soziale Milieus eine wichtige Funktion²³. Im Handeln der Gesellschaftsmitglieder wirke sich nicht nur ökonomische Ungleichheit aus, sondern ebenso sehr die „vertikalen“ Dimensionen von Lebens- und Handlungsbedingungen (Beruf, Bildung), sowie die „objektiven“ (Geschlecht, Alter) und nicht zuletzt die „subjektiven“ Variablen (Einstellungen, Mentalitäten). Diese

Kombinationen von „objektiven“ und „subjektiven“ Faktoren meint Grathoff mit seinem Begriff des sozialen Milieus, der von dem des „Lebensstils“ nicht weit entfernt ist²⁴. Dieser Begriff hat in letzter Zeit - durch Bourdieu und die Folgen - eine Renaissance erlebt. Und das wohl deshalb, weil sich in ihm objektive gesellschaftliche Verhältnisse („soziale Lagen“) und subjektive (Einstellungen, Mentalitäten) verbinden lassen.

Zwischen Lebenswelt und Gesellschaft gibt es nach Grathoff eine entscheidende Differenz. Sie ist Teil unserer Alltagserfahrung. Lebenswelt als ein sozialer, empirisch aufweisbarer sinnhafter Lebenszusammenhang konstituiert sich stets aufs Neue im Erleben von Handlungsrealitäten, in denen sich erst intersubjektivität einstellt, als die Voraussetzung für lebensweltliche Kommunikation. Die Lebenswelt kann nicht länger in Dualismen eingekeilt werden. Die universalisierende Welthaftigkeit von Begriffs- und Typenbildungen der Handlungswissenschaften wird deshalb nicht über die Sprache begründet, sondern über die im Umgang mit alltäglichen Symbolen gründenden Verweise auf vielfältige Handlungsrealitäten²⁵.

Kurzum: Statt der traditionellen Modelle, die auf Dualismen fußten, brauchen wir mit Arnason solche Systemvorstellungen, die „ökonomische, kulturelle und politische Strukturen als prinzipiell gleichrangige und wechselseitig irreduzible, wenn auch in geschichtlich variierenden Formen verflochtene Kontexte“ ansehen. Nur so läßt sich der „metasozialen Dimension der Kultur“ gerecht werden²⁶.

IV. Anregungen

Eine Neubesinnung der Psychologiegeschichte, die sich auf die metasoziale Dimension der Kultur einlassen möchte, findet ein reichhaltiges Angebot an wissenschaftstheoretischen und kulturwissenschaftlichen Schriften vor, aus denen sie Anregungen gewinnen könnte. Ich möchte einen kleinen Überblick über diese Schriften geben, ohne dabei, um der Flexibilität willen, die Konsequenzen im einzelnen genauer auszuformulieren. Ihre grundsätzliche Zielrichtung versteht sich jedoch von selbst.

Für Hitzler, der seinen Ansatz aus der Auseinandersetzung mit Schütz, Kurt H. Wolff und Sartre gewinnt, ist Kultur „jedem individuellen Lebensvollzug vorgegeben“. Diese Vorgabe bestehe in zweierlei. Sie erscheine zum einen als „sozialer Wissensvorrat“ und zum anderen „als ein System von Bezeichnungen und Symbolisierungen, von Objektivationen und von Sedimentierungen der

Objektivationen von Bewußtseinsleistungen“²⁷. Hitzler untersucht die wechselseitige Beziehung zwischen den kulturellen Vorgaben auf der einen und dem Individuum auf der anderen Seite. Das Individuum erfährt dabei die kollektiven Objektivationen als äußere Gegebenheiten und als für sich existierende Faktizitäten und erkennt zunächst nicht, daß diese Erfahrung nicht ohne den Zwischenfilter des eigenen konstruierenden Bewußtsein von statten geht. „Realität“, wie vorgegeben sie auch sei, werde nie als solche wahrgenommen, sondern sei durch den Primat des „subjektiven Faktors“ weitgehend gestaltbar. Ein weiterer Aspekt kommt hinzu. Im Unterschied zu traditionellen gäbe es in modernen Gesellschaften nicht mehr nur *eine* Kollektivität, sondern *viele*. Dementsprechend sei die alltägliche Lebenswelt des modernen Menschen aufgeteilt „in nicht mehr sinnhaft zusammenhängende Teil-Orientierungen, in Enklaven und Sinnprovinzen“²⁸. Daraus resultiert, daß dem Individuum beständig Definitions- und Integrationsprobleme zuwachsen. Diese Integrationsbemühungen bezeichnet Hitzler als „Sinn-Basteln“. Elemente objektiver Wirklichkeit werden von den Subjekten in individueller Weise und individueller Sinnhaftigkeit zu einer „kleinen sozialen Lebens-Welt“ verarbeitet. Nur zum Teil bestimmten die großen Strukturen und funktionalen Zusammenhänge, wie das kulturelle Leben existentiell aussehe, denn sie blieben lediglich Steinbrüche, aus denen wir uns das zurückholten, was wir subjektiv brauchen können.

Der Primat des subjektiven Faktors und seine Tätigkeit der Sinnsetzung, die das kulturelle Leben einerseits intersubjektiv schafft andererseits subjektiv existenziell werden läßt, steht im Mittelpunkt von Hitzlers „verstehender Soziologie“, der es um die Voraussetzungen der Produktion und Internalisierung von „Welt“ geht. Für den Historiker oder sonstigen Wissenschaftler, der etwas verstehen möchte, hat das bestimmte Konsequenzen. Richtiges Verstehen sei „existenziales Verstehen“, und dieses setze den „notwendig eingebundenen Teilnehmer“ voraus. Verstehen erfordere Mit-Sein, d.h. den Rekurs auf die jeweilige existenzielle Befindlichkeit. Gerade vom Soziologen wird dadurch eine Art Offenbarungseid verlangt. Seine angeblich empirische Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen, die auf ihre Objektivität stolz war, muß nun durch den subjektiven und geistigen Faktor Individuum ergänzt werden, durch dessen Interpretation diese Bedingungen erst konkret werden. Dem Soziologen, und warum nicht auch dem Psychologiehistoriker, wird die „Selbstbeschränkung auf die Rekonstruktion des subjektiv gemeinten Sinnes der je handelnden Individuen“ abverlangt²⁹, was voraussetzt, daß zuvor das „alltägliche Wissen“

analysiert wurde, aus dem sich die individuelle Identität speist. Der Psychologiegeschichte würde durch Hitzler die Methode der Rekonstruktion des Sinnbastelns des jeweiligen Psychologen verordnet.

Hitzlers Prämisse des subjektiven Faktors führt Nelson Goodman bereits im Titel: „Weisen der Welterzeugung“. Goodman meint dabei allerdings weniger das Einzelindividuum, als vielmehr die Institutionen der Kultur und die in sie eingebundenen Subjekte. Diese Institutionen pflegten bestimmten Arten der Erzeugung von Faktizität, und entsprechend ergäben sich verschiedene Welten wie die der Wissenschaft, der Kunst, der Wahrnehmung, der Wahrnehmungspsychologie und nicht zuletzt die des Alltagslebens³⁰. Klüver geht zwar auch von verschiedenen, ebenfalls durch „Konstruktion der sozialen Realität“ entstandenen Welten aus, doch sein Alltagsbegriff hat insofern eine andere Funktion, als er die verschiedenen Welten verbindet. Der Alltag werde ja nicht nur durch eine, sondern gerade durch das Mit- und Gegeneinander verschiedener Welten bestimmt. „Im Begriff Alltag vollzieht sich heute eine bemerkenswerte Synthese, die die intuitiven Implikationen von Begriffen wie Alltagstheorie, Alltagssprache mit dem Begriff der Lebenswelt zusammenführt“³⁰.

In all diesen Ansätzen wird der Begriff der Interpretation, wie Arnason betont³², zum zentralen. Soeffner sekundiert durch den Nachweis, daß Auslegung und Deuten der Wirklichkeit zu den grundlegenden Konstitutionsbedingungen menschlicher Sozialität gehören. Was früher die Domäne von Kunst, Wissenschaft, Philosophie und Religion zu sein schien, verlagert sich jetzt in den Alltag. Die dort intersubjektiv vorgenommene Deutung der Lebenswirklichkeit strukturiert menschliche Anschauungen und veranlaßt menschliche Handlungen längst bevor, und das wäre wiederum für die Psychologiegeschichte wichtig, wissenschaftliche Verfahren einer sozusagen professionalisierten Deutung bemüht werden. Noch bevor die Wissenschaft auf den Plan tritt, ist implizit oder explizit im Dienst alltäglicher Erklärungszusammenhänge das sinnhaft Soziale bereits konstituiert. Daher nennt Schütz das von der Wissenschaft Erarbeitete Konstruktionen „zweiter Ordnung“, die auf den alltäglichen Konstruktionen „erster Ordnung“ basieren³³.

Die moderne Kulturtheorie weist der Wissenschaft einen neuen Stellenwert zu, der für meinen Zusammenhang wohl von besonderem Interesse ist. Ihr Wahrheitsmonopol wird gebrochen und ihr Verhältnis zur Praxis ändert sich. Theorie und Praxis stehen nicht im Verhältnis der „Anwendung“ zueinander, d.h. die Wissenschaft liefert die Theorien, die dann im Alltag umgesetzt werden, sondern wie bei Beck und Bonß nachzulesen, ergibt sich ein Verhältnis

gegenseitiger Reinterpretation. Beide Bereiche, Wissenschaft und Alltag, verfügen über ihr eigenes Wissen, wobei es verschiedene Arten von Wissen sind, die sich aber dennoch gegenseitig befruchten. Verwendung von wissenschaftlichem Wissen in der Praxis ist also nicht Anwendung, sondern ein aktives Mit- und Neuproduzieren, das insbesondere dann „erfolgreich“ ist, wenn die Wissenschaftlichkeit bei diesem Prozeß „spurenlos“ verschwindet und das Wissen direkt als praktische Handlungsregel dechiffrierbar ist³⁴.

Die Verschränkung von Wissenschaft und Praxis wird auch von Krohn und Küppers thematisiert. Sie weisen darauf hin, daß Wissenschaftler nicht nur im Bereich der Forschung handeln, sondern ebenso außerhalb in außerwissenschaftlichen Kontexten wie in der universitären Lehre, der Industrieforschung, im militärischen Bereich, im öffentlichen Gesundheitssystem oder im Kultursektor. Dadurch werde Wissenschaft als soziales System mit direktem Praxisbezug konstituiert. Die in ihm Tätigen besitzen den Rang von Experten, denen „Definitionsgewalt“ von der Gesellschaft übertragen wurde. Gerade dieses Handeln in der externen Umwelt wirkt aber nach innen zurück und stärkt die angeblich autonomen Strukturen der Forschung³⁵.

Wenn der Wissenschaft aber das Wahrheitmonopol genommen ist, dann gerät dieser Expertenanspruch ins Kreuzfeuer der Kritik. Er wird von Bourdieu als „Anspruch auf legitime Herrschaft“ durchschaut, der „die Forderung nach einer auf Vernunft gegründeten Macht über die ... zum Irrtum ... verdamnten schlichten Normalbürger“ beinhalte³⁶. Diese Neubewertung hat durch den wichtigsten Kritiker der Wissenschaft aus den postmodernen Reihen, durch Foucault, dessen Thesen inzwischen hinlänglich bekannt sind, weite Resonanz gefunden. Er faßt, um nur das zu wiederholen, den wissenschaftlichen Diskurs als ein System gesellschaftlichen Wissens, das von internen und externen Herrschaftstechniken durchsetzt ist³⁷, weshalb es vor allem „politisch zu interpretieren“ sei. Es sind die diskursiven Praktiken dieses Systems, die „den Menschen“ als Subjekt und Objekt eines bestimmten Wissens „produzieren“, damit er den Macht- und Formierungstechnologien um so besser ausgeliefert ist. Um 1800 entstehe diese Sorte Mensch, indem er sich durch die Internalisierung der angeblich „vernünftigen“ Kontrollen und Regeln dem Formierungszwang beuge und so die äußeren Autoritäten in sich hinein hole³⁸. Mit Hilfe von Rationalität und Wissenschaft entstehe so eine Subjektivität oder eine „zweite Natur“, welche die erste deformiere³⁹.

Das Konzept des Diskurses, das entscheidend auf Foucault zurückgeht, verdankt sich natürlich dem zeitgenössischen Diskurs der Postmoderne. Er wird gegenwärtig vor allem in der Philosophie geführt, nachdem er zwanzig Jahre zuvor in der Literaturwissenschaft begonnen hatte und anschließend von der Architekturdebatte (Habermas, Lyotard, Rorty) aufgegriffen worden war⁴⁰. Trotz Unterschieden im Detail wurde in allen diesen Bereichen eine gemeinsame Basis bewahrt. Sie besteht unter anderem in der Skepsis allen Wahrheits- oder Gewißheitsansprüchen gegenüber, egal ob sie vom Status der Wissenschaftlichkeit oder der Weisheit der Philosophie angemeldet werden. Gegen die traditionellen Objektivitätsbehauptungen gilt Wahrheit nun als an das Subjekt gebunden, an seine individuelle Praxis sowie an den überindividuellen Diskurs der Verständigung, der nicht länger ein „Legitimationsdiskurs“ ist. In diesem Sinn rechnete die Postmoderne mit dem Diskurs der Moderne ab. Nach Bröckers geschieht das „in Form eines Denkens, das die Vielheiten und Differenzen, die Zerrissenheit und Dezentrierung des Subjekts, das Provisorische und Fragmentarische, das Unstete und Fließende, Vermischte und Unreine kritisch affirmierte, und teure Sicherheiten vom Tisch wischte: *die* Ordnung, *die* Vernunft, und auf der Heterogenität jeder Wahrheit bestand“⁴¹. Die Postmoderne verabschiedet sich von den „großen Erzählungen“ der Aufklärung, des Marxismus, des Christentums (Lyotard) mit der Begründung, daß, da in ihren Weltentwürfen Wahrheit, Glück und Utopie im Singular stünden, der Totalitarismus die unausweichliche Konsequenz sei. Stattdessen werde nun auf den Plural der „kleinen“ Erzählungen, der Verständigung, der *bricolage* und des Spiels gesetzt. Der Verlust der Einheit und Ganzheit kann jedoch als Befreiung begrüßt werden, da jetzt, wie Welsch ausführt, eine Vielzahl eigenständiger Lebensformen, Denkweisen und Handlungsentwürfe legitimierbar sei⁴².

Angesichts dieser Unmenge gleichberechtigter Welten, die laut Varela von der Kognition in kreativer Weise hervorgebracht werden⁴³, angesichts der Einsicht, daß Tatsachen durch Symbolsysteme überhaupt erst geschaffen werden⁴⁴, drängt sich die Frage auf, wie aber - in der Formulierung Goodmans - das Erschaffen von Welten auf das Erkennen bezogen ist⁴⁵. Oder mit anderen Worten, ob nun die völlige Beliebigkeit ausbricht und wir über alles, was uns umgibt, denken können, was wir wollen? Die darauf antwortende postmoderne Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie von Goodman und Elgin möchte „an die Stelle der zu engen Begriffe der Wahrheit, Gewißheit und Erkenntnis ... die weiter gefaßten Begriffe der Richtigkeit (von Versionen), der Übernahme (von Symbolen) und des Verstehens (von Symbolsystemen) treten“ lassen.⁴⁶ Für sie

ist rationale Akzeptierbarkeit das einzig sinnvolle Kriterium dafür, was für eine Tatsache gehalten werden kann. Dabei stört es Putnam nicht, daß „eine Aussage ... zu einem Zeitpunkt rational akzeptierbar sein“ kann, „ohne daß sie jedoch wahr ist“⁴⁷. In ähnlicher Weise sieht Luhmann das Resultat der Wissenschaft nicht als Entdeckung, sondern als Konstruktion, die meistens in einer Simplifikation besteht⁴⁸. All diesen Ansätzen ist gemeinsam, daß Wissenschaft nicht länger als Abbild der Welt gilt, sondern als Schöpferin von Modellen, die sich in intersubjektiver Praxis bewähren müssen.

Die Konstruktionen, welche die Wissenschaft ausprobiert, sind, wie Sommer zeigt, das Ergebnis einer Dissoziation von Anschauung und Begriff. Das unmittelbar Angesehene verschwinde im Begriff, doch bleibe etwas von der so eliminierten Anschauung übrig, wodurch eine weitere Beziehung auf das doch eigentlich Abwesende möglich sei. Sommer spricht vom Prinzip der Repräsentation. Der Begriff erfülle die zweifache und zweideutige Funktion eines Repräsentanten, der auf das Abwesende verweise und es gleichzeitig vertrete. Diese Vertretung, die so weit gehe, daß der Repräsentant für die Sache gehalten wird, steigere sich schließlich zur Substitution⁴⁹. Auch seitens der Kognitionswissenschaft wird das Konzept der Repräsentation problematisiert. Die traditionelle Vorstellung von Repräsentation als Abbildung einer in ihrer Bedeutung vorgegebenen Welt, ist, wie Varela zu bedenken gibt, im Lichte neuerer physiologischer Forschungen höchst zweifelhaft⁵⁰. Schwemmer unterstützt ihn, indem er darauf aufmerksam macht, daß unsere geistigen Leistungen als kreative Interaktion neuraler Prozesse und symbolischer Strukturen zu verstehen sind, die historischen Wandlungen unterliegen⁵¹. Oder wie Moscovici sagt, „der Mensch ist nicht Besitzer oder Entdecker, sondern Schöpfer und Subjekt seines Naturzustandes“⁵². So gesehen sind kognitive Fähigkeiten untrennbar mit einer Lebensgeschichte verflochten. Kognition bringt in kreativer Weise eine Welt hervor, deren einzige Bedingung es ist, daß sie erfolgreiche Handlungen ermöglicht. Intelligenz ist nicht länger die Fähigkeit des Problemlösens, sondern die Fähigkeit, in eine mit anderen geteilte Welt einzutreten⁵³.

Gegen den Herrschaftsanspruch der Wissenschaft stellt der postmoderne Diskurs das Gespräch. Rorty hat dafür den Begriff des bildenden Diskurses von Gadamer übernommen. Dieser Diskurs sei gegenüber dem „normalen“ der Wissenschaft „nicht-normal“⁵⁴, denn er ziele nicht darauf ab, „Wahrheiten zu entdecken, sondern darauf, ein Gespräch fortzusetzen“⁵⁵. Die Auszeichnung, nicht normal zu sein, erhält der Diskurs deshalb, weil er uns „aus unserem alten

Selbst herausführen“ soll mit dem Ziel, „daß wir andere Wesen werden“. Das alte Selbst war „durch das Hypostasieren eines privilegierten Systems von Beschreibungen“ geprägt, dessen Absicht es war, „dem Gespräch ein Ende zu machen“⁵⁶. Das aber führe zur Entmenschlichung des Menschen und zu seiner Verobjektivierung. Die Postmoderne möchte „die Suche nach universaler Kommensuration in einer endgültigen Sprache“, wie es das Ziel der traditionellen Wissenschaft war, ersetzen durch offene und flexible Formen wie die des Gesprächs oder die der erzählenden Erklärung⁵⁷. Leitendes Kriterium muß dabei die rationale Akzeptierbarkeit sein.

V. Konsequenzen

Wenn wir die Geschichte der Psychologie reformieren wollen - sie bietet für eine solche Reform mehr Ansätze als die Psychologie - so müßte das Konzept des Diskurses eingeführt werden. Seine Vorteile liegen in zweierlei. Zum einen ist der Diskurs ein offenes Ordnungssystem, das nicht nur von internen, also solchen der Wissenschaft, sondern auch von externen Macht-Strukturen durchsetzt ist, so daß eine Beziehung zwischen Wissenschaftsdisziplin und Gesellschaft besteht⁵⁸. Zum anderen kann neben dieser Beziehung eine weitere hergestellt werden, die zwischen dem Individuum und den überindividuellen Vorgegebenheiten der epochalen Kultur. Diese Vermittlerrollen kann das Konzept des Diskurses insofern spielen, als es, wie ausgeführt wurde auf einer mittleren Ebene angesiedelt ist. Durch die Verpflichtung auf Diskursivität würde das fachhistorische Erkenntnisinteresse angehalten, jede Gesellschaft und jede Kultur sowie das Individuum in ihr aus der Logik des zeitgenössischen Weltverständnisses darzustellen⁵⁹.

Diskursprinzip und moderne Kulturtheorie präsentieren uns ein neues Individuum. Nicht mehr fest determinierenden Zwängen wie Naturtrieben oder Wahrheitsverpflichtungen ist es ausgesetzt, sondern es steht Sinnangeboten und Sinnwelten gegenüber, zwischen denen es wählen kann und deren Wahlmöglichkeit durch ebenfalls kulturelle gesellschaftliche, dem Individuum aufgezwungene und/oder von ihm übernommene Einschränkungen begrenzt ist. Folglich erscheint das Individuum als ein sich selbst realisierendes Kulturwesen, das als solches ebenfalls ein historisches Wesen ist, das, ohne die Einzigartigkeit aufzugeben, chamäleonartig mit den wechselnden Kulturepochen übereinstimmt. Sollte die Psychologiegeschichte den Begriff des Diskurses einführen

und sollte sie von einem so verstandenen Individuum ausgehen, so würde die geforderte Vermittlung zwischen dem besonderen psychologischen Ansatz des Einzelforschers und dem allgemeinen Zeitgeist gelingen.

Und die Psychologie? Könnte auch sie sich damit arrangieren? Oder müßte sie es vielleicht sogar? Solange sie den Menschen als Naturwesen sieht, das mit Hilfe von Statistik oder Experiment objektiv zu erforschen ist, solange sie den so gewonnenen Aussagen Gesetzescharakter zutraut, die für die Mehrheit der Individuen und zeitlos gelten, wird sie durch das postmoderne Paradigma aus der Bahn geworfen. Um wieder Tritt zu fassen und um an das aktuelle Paradigma Anschluß zu finden, könnte sie sich zunächst an die miß- und verachtete Geschichte der Psychologie halten. Diese hat sich schon länger bemüht, selbst mit Hilfe unzureichender Methoden, die Kulturabhängigkeit und Historizität der jeweiligen Psychologie und des dahinter stehenden Forschers zu fassen. Genau das aber sollte die Psychologie in einer Art Nabelschau auch realisieren. Sie sollte von der kulturellen und geschichtlichen Vermittlung ihrer Theorien ausgehen, sollte ihren Herkunftsort zu ermitteln versuchen und dann vielleicht die Frage nach der Aktualität stellen.

Nehmen wir als Beispiel die Theorien über Sexualität und Geschlechterdifferenzen. Wenn man die Entstehung der heute unangefochten gültigen Vorstellung von zwei in ihrem Wesen verschiedenen, unvergleichbaren Geschlechtern zurückverfolgt, erkennt man bald, daß sie ein Produkt der politischen Diskussion des 18. Jahrhunderts ist. Sie ist sozusagen eine Folge der bürgerlichen Revolutionen. Vor diesen hatte das in der Antike entwickelte Konzept der Existenz nur eines einzigen Geschlechts gegolten, das nur von „einem Fleisch“ ausging, dem männlichen. Die nicht sofort als Männer erkennbaren Frauen wurden als „nach innen gekehrte und also weniger vollkommene Männer“ eingeordnet⁶¹. Erst der politisch-soziale Umbruch der Aufklärungszeit erschütterte den Geltungsanspruch dieser Sichtweise. Jetzt sah man den weiblichen Körper nicht mehr als Spielart des männlichen, sondern ging von einer wesenhaften Differenz der Geschlechter aus und bemühte sich, diese anatomisch-physiologisch zu begründen. Mit der Herausstellung des geschlechtlichen Unterschieds wurden die uns heute noch geläufigen Bezeichnungen weiblicher Körperteile erst geprägt. Die körperliche Besonderheit der Frauen wurde zugleich in ihr Wesen und, aus beidem folgend, ihre soziale Bestimmung übersetzt, was weitreichende Folgen für die Machtverteilung zwischen Frauen und Männern hatte. Der langwährende Ausschluß der Frauen von staatsbürgerlichen und sozialen Rechten, ihre strukturelle Benachteiligung in der

Arbeitswelt und überhaupt die Machtungleichheit der Geschlechter in allen gesellschaftlichen Institutionen fand so eine wesensmäßige und natürliche Rechtfertigung. Dieser Übergang vom Ein- zum Zwei-Geschlechter-Modell, wie er im 18. Jahrhundert stattfand, war nicht das Resultat innerwissenschaftlicher Erkenntnisfortschritte, sondern die Folge soziopolitischer und philosophischer Revolutionen. Nicht neue medizinische Entdeckungen standen Pate, sondern neue politische Herausforderungen. Sobald man nämlich den Diskurs der *Egalité* begonnen hatte, wollte man Frauen davon ausschließen und suchte deshalb in ihren Körpern nach unangreifbarer, objektiver Legitimation. Der Anatomie wurde die Aufgabe zuteil, den Ort der Differenz empirisch abzuschern. Das Ergebnis war das bis heute gültige, Körper und Seele ineinssetzende Modell der Geschlechterdifferenz.

Die Psychologie ist eine der letzten Wissenschaften, welche die Geistigkeit des Menschen immer noch von natürlichen Vorgaben oder Wesenheiten bestimmt sieht. Sie ist damit die Wissenschaft mit dem höchsten Anteil an „gesellschaftlicher Unbewußtheit“⁶². Dieser müßte zu Bewußtsein gebracht werden, und ich bin sicher, daß das relativ schnell, bestimmt in 100 Jahren geleistet sein wird. An die Stelle der Wesenheiten und der determinierenden Naturvorgaben müßte die Einsicht in die Kulturabhängigkeit treten. Und zwar hat es die Psychologie mit einer doppelten Kulturabhängigkeit zu tun. Kulturabhängig sind einerseits die Methoden und Prämissen dieser Wissenschaft, wie unser Beispiel zeigte, andererseits aber auch der Gegenstand der Psychologie: der Mensch als konkretes Individuum.

So ergeben sich zwei Aufgaben. Bezüglich ihrer täglich verwendeten Begriffe, ihrer üblichen Beschreibungsmodelle, ihrer Institutionalisierung in verschiedenen Schulen etc. müßte die oben skizzierte Gewissenserforschung erfolgen. Gleichzeitig müßte man die Diskursivität des eigenen Tuns wahrhaben und müßte es an der dargestellten Qualitätskontrolle der aktuellen Vernünftigkeit überprüfen. Die zweite Aufgabe besteht darin, daß man endlich anfangen müßte, die menschlichen Verhaltensweisen, die menschlichen Wahrnehmungen, das Denken und Fühlen als sozial und kulturell erzeugt zu sehen. Für Diagnose und Therapie müßte man verstehen lernen, daß individuelles Denken, Fühlen, Wahrnehmen in Diskursen erfolgt, die aus einer historisch bestimmten und sozial vordefinierten konkreten Praxis stammen. Diese Praxis, von welcher der Diskurs ein Teil ist müßte als das „aufgeschlagene Buch der Psychologie“⁶³ betrachtet werden, in dem die Probleme des konkreten Einzelmenschen nachzulesen sind. Dann erst wäre der Mensch als Mitglied von Kultursegmenten

anerkannt, als Teilnehmer an Sinnwelten, dessen Individualität sich aus der Interaktion zwischen Sinn- und Rollenangebot und persönlicher Lebensgeschichte bestimmt. Die Methode einer so reformierten Psychologie wäre dann die der geisteswissenschaftlichen Interpretation.

Anmerkungen

1. Mehrtens, Herbert 1990. *Moderne - Sprache - Mathematik*. Frankfurt: Suhrkamp
2. Knorr-Cetina, Karin 1989. *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt: Suhrkamp
3. Lynch, Michael 1985. *Art and Artifact in Laboratory Science*. London, 143ff
4. Schimank, Uwe 1988. Gesellschaftliche Teilsysteme als Akteurfiktionen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40, 619-639;
5. Schimank, Uwe 1988. Gesellschaftliche Teilsysteme als Akteurfiktionen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40, 619-639; 632
6. Lynch, Michael, Livingston, Erik & Garfinkel, Harold 1983. Zeitliche Ordnung in der Arbeit des Labors. In: Bonß, Wolfgang & Hartmann, Heinz (Hg.) *Entzauberte Wissenschaft*. Göttingen 1985, 179-206, 188
7. Schimank, Uwe 1988. Gesellschaftliche Teilsysteme als Akteurfiktionen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40, 619-639; 636
8. Stichweh, Rudolf 1988. *Soziologie wissenschaftlicher Disziplinen: Zur Entstehung der disziplinären Struktur moderner Wissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert*, Ms., Köln, 15
9. Kuhn, Thomas S. 1962. *The Structure of Scientific Revolution*. [Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt: Suhrkamp 1967]
10. Luhmann, Niklas 1989. *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Frankfurt: Suhrkamp
11. Mukarovsky, Jan 1989. *Kunst, Poetik, Semiotik*. Frankfurt: Suhrkamp
12. Putnam, Hilary 1990. *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*. Frankfurt: Suhrkamp
13. Sartre, J.P. 1960. *Marxismus und Existentialismus*. Reinbek: Rowohlt 1964
14. Schmidt, Siegfried J. 1989. *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt: Suhrkamp
15. s. Bruder, K.J. 1982. *Psychologie ohne Bewußtsein*. Die Geburt der behavioristischen Sozialtechnologie. Frankfurt: Suhrkamp

16. Aries, Philippe 1946-1951. *Le temps de l'histoire*. [dt.: *Zeit und Geschichte*. Frankfurt 1988: Athenäum]
17. Hobsbawm, Eric J. (1987) *Das imperiale Zeitalter 1875-1914*. [Aus d. Engl. von Udo Rennert. Frankfurt: Campus 1989]
18. Moscovici, Serge 1990. *Versuch über die menschliche Geschichte der Natur*. Frankfurt: Suhrkamp
19. Stichweh, Rudolf 1988. ... In: Mayntz, R., Rosewitz, B., Schimank, U. & Stichweh, R. (Hg.) *Differenzierung und Verselbständigung*. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme. Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, Band 1. Frankfurt / New York: Campus
20. Aries, Philippe 1946-1951. *Le temps de l'histoire*. [dt.: *Zeit und Geschichte*. Frankfurt 1988: Athenäum, 236f]
21. Hradil, Stefan 1987. *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen: Leske + Budrich
22. Grathoff, Richard 1989. *Milieu und Lebenswelt*. Frankfurt: Suhrkamp
23. Hradil, Stefan 1987. *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen: Leske + Budrich
24. Hradil, Stefan 1987. *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen: Leske + Budrich
25. Grathoff, Richard 1989. *Milieu und Lebenswelt*. Frankfurt: Suhrkamp
26. Arnason, Johann P. 1990. *Praxis und Interpretation*. Frankfurt: Suhrkamp
27. Hitzler, Ronald 1988. *Sinnwelten*. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 73 und 91.
28. Hitzler, S. 127
29. Hitzler, S. 60
30. Goodman, Nelson 1990. *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt: Suhrkamp
31. Klüver, Jürgen 1988. *Die Konstruktion der sozialen Realität: Alltag und System*. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg
32. Arnason, Johann P. 1990. *Praxis und Interpretation*. Frankfurt: Suhrkamp
33. Soeffner, Hans-Georg 1989. *Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung*. Frankfurt: Suhrkamp
34. Beck, Ulrich & Bonß, Wolfgang (Hg.) 1989. *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung?* Frankfurt: Suhrkamp

35. Krohn, Wolfgang & Küppers, Günter 1989. *Die Selbstorganisation der Wissenschaft*. Frankfurt: Suhrkamp
36. Bourdieu, Pierre (1980). *Le sens pratique*. Paris. (dt.: Sozialer Sinn. Frankfurt (1987): Suhrkamp.), 55
37. The Subject and Power. Afterword, in: H.L. Dreyfus / R. Rabinow: *Michel Foucault: Beyond Structuralism and Hermeneutics*. Chicago 1982, 208-226
38. Foucault, M. 1978. *Dispositive der Macht*. Berlin, 42f, 75f. usw
39. Rath, Norbert (1991). *Ein Erbe Nietzsches – Foucault als Theoretiker der Konstitution von Subjektivität*. In: *Psychologie und Geschichte* 3, 1/2, S. 83-90. Um die Wirkung von Machtbeziehungen in Diskursen und Texten geht es auch Parker in seiner Analyse der Sozialpsychologie. Er konstatiert eine Reduzierung von Macht und Ideologie auf psychologische Diskurse und Texte. Als „Ideologie“ bezeichnet er ein Konflikte ausfilterndes und Widerstand unterdrückendes System. [s. Parker, Ian 1989. *The crisis in modern social psychology - and how to end it*. London & New York: Routledge]
40. Habermas, J. 1981. Modernity vs. post-modernity. *New German Critique*, 22; Lyotard, J. F. 1982. *Das postmoderne Wissen*. Rorty, R. 1983. Post-modernist bourgeois liberalism. *Journal of Philosophy*, 80, 583-589; Welsch, W. 1987. *Unsere postmoderne Moderne*. Weinheim: VCH. s. Köhler, Michael 1977. „Postmodernismus“: Ein begriffsgeschichtlicher Überblick. *Amerikastudien* 22, 8-18
41. Bröckers, M. 1990. Aufstand gegen die Tischordnung. taz 17.11.1990. Literaturbeilage.
42. Welsch, Wolfgang 1987. *Unsere postmoderne Moderne*. Weinheim: VCH, Acta Humaniora
43. Varela, Francisco J. 1990. *Kognitionswissenschaft - Kognitionstechnik*. Frankfurt: Suhrkamp
44. Goodman, Nelson & Elgin, Catherine Z. 1989. *Revisionen*. Philosophie und andere Künste und Wissenschaften. Frankfurt: Suhrkamp.
45. Goodman, Nelson 1990. *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt: Suhrkamp
46. Goodman, Nelson & Elgin, Catherine Z. 1989. *Revisionen*. Philosophie und andere Künste und Wissenschaften. Frankfurt: Suhrkamp.
47. Putnam, Hilary 1990. *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*. Frankfurt: Suhrkamp
48. Luhmann, Niklas 1990. *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp

49. Sommer, Manfred 1990. *Lebenswelt und Zeitbewußtsein*. Frankfurt: Suhrkamp
50. Varela, Francisco J. 1990. *Kognitionswissenschaft - Kognitionstechnik*. Frankfurt: Suhrkamp
51. Schwemmer, Oswald 1990. *Die Philosophie und die Wissenschaften. Zur Kritik einer Abgrenzung*. Frankfurt: Suhrkamp
52. Moscovici, Serge 1990. *Versuch über die menschliche Geschichte der Natur*. Frankfurt: Suhrkamp
53. Varela, Francisco J. 1990. *Kognitionswissenschaft - Kognitionstechnik*. Frankfurt: Suhrkamp
54. Rorty, Richard (1979). *Philosophy and the Mirror of Nature*. Princeton University Press. [dt.: *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*. Übersetzt von Michael Gebauer. Frankfurt (1981): Suhrkamp, 390].
55. Rorty, S. 404
56. Rorty, S. 390
57. Rorty, S. 408
58. s. bereits: Danto, Arthur 1974. *Analytische Probleme der Geschichte*. Frankfurt. Walsh, William H. 1977. *An Introduction to Philosophy of History*. London
59. The Subject and Power. Afterword, in: H.L. Dreyfus / R. Rabinow: *Michel Foucault: Beyond Structuralism and Hermeneutics*. Chicago 1982, 208-226
60. Dux, Günter 1989. *Die Zeit in der Geschichte*. Frankfurt: Suhrkamp
61. Laqueur, Thomas 1990. *Making Sex*. [dt.: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Aus dem Englischen von H. Jochen Bußmann. Frankfurt/New York: Campus 1992]
62. Erdheim, Mario (1982) *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit*. Frankfurt
63. Marx, Karl (1844) *Pariser Manuskripte*.

Autor: Klaus-Jürgen Bruder, Professor für Psychologie, lehrt an der Freien Universität Berlin, Mitherausgeber von „Psychologie und Geschichte“. Demnächst erscheint: *Subjektivität und Postmoderne. Der Diskurs der Psychologie*. Frankfurt: Suhrkamp.

Anschrift: Prof. Dr. Klaus-Jürgen Bruder, Pariser Str. 56, 1000 Berlin 6.